

Die Neue Welt

Nr. 35

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1905

Onkel Franz.

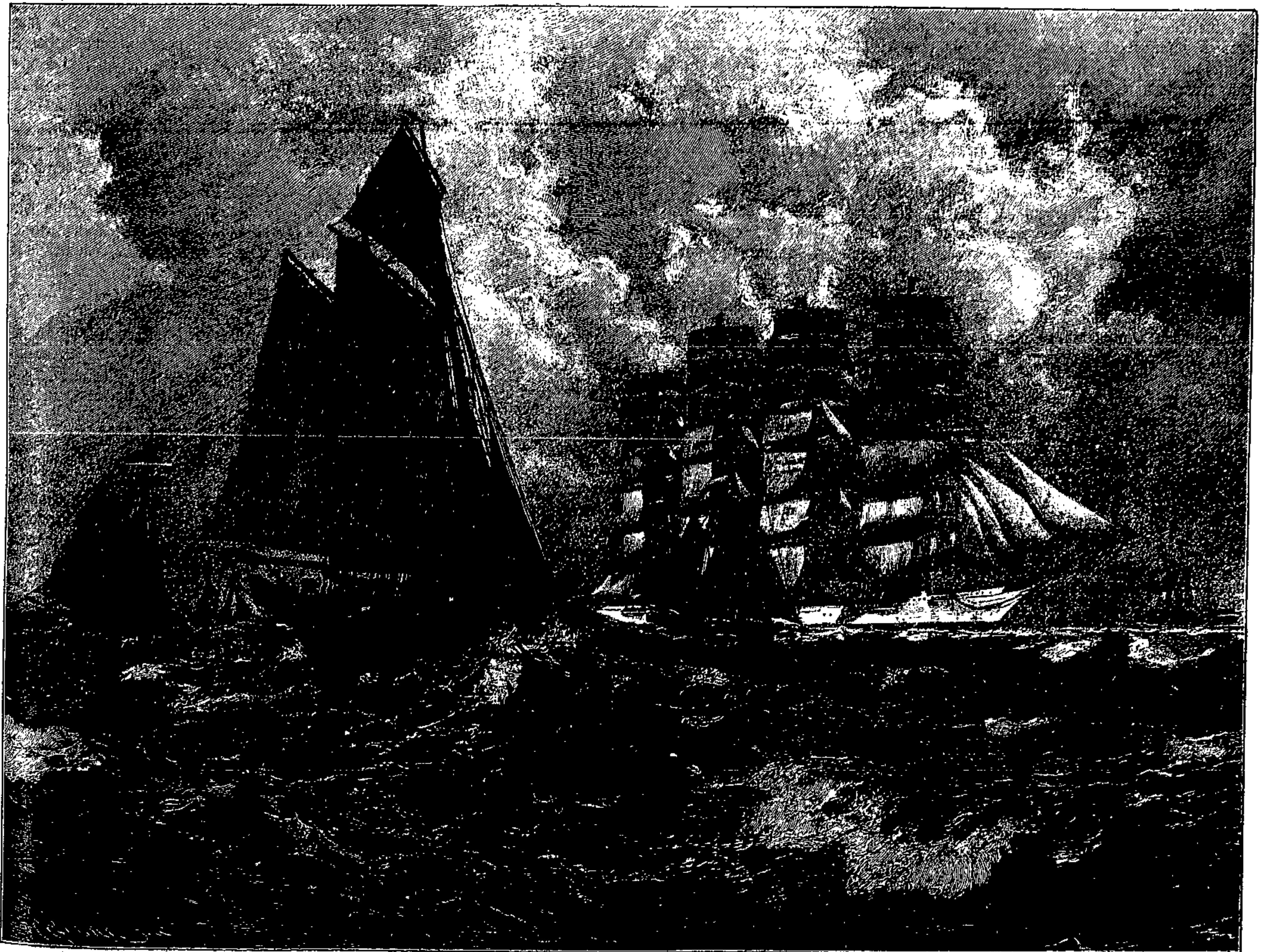
Roman von J. Blicher-Clausen.

(Fortsetzung.)

Seine fast wahnsinnige Angst ergriff Kaja, daß sie sterben könnte, ehe sie sein geworden war. Es war ihr, als würde dann das Leben ganz ohne alle Bedeutung sein.

Und so schrieb sie an Onkel Franz zurück: „Die Deine denkt an nichts anderes als an die Stunde, wo das Haus bereit steht! Sie sehnt sich mitten in der Herrlichkeit der warmen, hellen Nächte

nach den trüben, dunklen Tagen. Sie wünschte, sie hielte kalten Schnee zwischen den Händen, weil sie die Dunkelheit und der Schnee dem Tag näher bringen, wo der Star zur Hochzeit pfeift.“



Auf der Unterelbe. Nach dem Gemälde von Hans Bohrdt.

Seine Antwort bestand in einer Zeichnung des Hölztruper Gehölzes; er selbst könne es nicht ertragen, sie anzusehen, schrie er, denn dann sei es ihm, als habe er Feuer in der Ader.

Und sie verbar die Zeichnung rasch in ihrem Koffer. Denn, „wenn ich sie länger ansehe, reife ich morgen,“ sagte sie zu sich selbst.

Es war, als bringe sie die Sehnsucht einander noch näher als zuvor. Sie lebten nicht mehr in der Gegenwart, sie lebten beide in der Zukunft, die ihnen die Erfüllung ihrer reichsten Erwartungen bringen sollte, mit der sie in den drei langen Jahren immer gerechnet hatten und die nie aus ihren Gedanken gewichen war.

Aber sie lebten zugleich auch mit Helle.

Wie immer brachte er Botschaft von einem zum anderen. Onkel Franz führte sein kleines, dickes Patschhändchen, und da diktierte er:

„Helle wird nun groß — sehr groß, Helle sitzt jeden Tag auf Vaters Schoß und hört Geschichten. Aber Helle will Mutter wieder daheim haben, denn alle Geschichten handeln von Mutter.“

Sie legte den Brief unter ihr Kopfkissen, und als sie in der Nacht erwachte, küßte sie ihn. Am nächsten Tage schrieb sie:

„Kleiner Helle! Mitters Diebstahl!“

„Jeden Morgen frage ich die Sonne, die zu meinem Fenster hereinragt: Hast du Helle gesehen? Jawohl, sagt die Sonne, ich habe gerade vorhin zu ihm hineingeschaut. Er saß in seinem Bettchen und sang, und ich verbar mich in seinem lockigen Haar, und ich spielte auf seinen nackten Füßchen. Gewiß hab' ich ihn gesehen! Und ich frage den Star, der vor meinem Fenster pflegt: Hast du Helle gesehen? Gewiß habe ich ihn gesehen! zwitschert der Star. Er war im Frederiksberger Garten und spielte Hottopferd. Seine Wangen waren rot und seine Augen sonnenklar! Und ich setzte mich auf einen Busch und piff, während er vorbeigaloppierte. Und ich erzählte ihm, wie schön es sein werde, wenn Mutter zu denen heimkommt, die sie über alles auf der Welt lieb hat. Gewiß habe ich ihn gesehen!“

„Wann kommt Mutter?“ fragte Helle oftmals am Tag, und Onkel Franz erwiderte: „Wenn der Wald gelb wird.“ „Dann soll er gleich gelb werden!“ rief Helle. „Nein, wir müssen warten, bis der Herbst kommt,“ sagte Onkel Franz mit einem kleinen Seufzer, und Helle begann zu verstehen, daß der Herbst etwas sei, das sehr weit entfernt war.

Aber Raja führte alle beide an. Eines Nachts überwältigte sie das Heimweh so sehr, daß sie am nächsten Morgen ihren Koffer packte.

„Nicht einen Tag mehr will ich ohne ihn leben!“ sagte sie zu sich selbst.

Sie reiste am Abend ab und fuhr ohne Aufenthalt die ganze Nacht hindurch. Gegen sechs Uhr nachmittags kam sie in Kopenhagen an und fuhr in einer Droschke sogleich nach ihrer Wohnung. Sie grüßte jeden Laternenpfahl, an dem sie vorüberkam, und ihr Herz klopfte zum Zerpringen vor lauter Freude, als sie den letzten erreicht hatte.

Den Schlüssel hatte sie in der Tasche und drehte ihn nun ganz sachte im Schloß um. Niemand hörte sie kommen; lautlos legte sie Hut und Mantel ab. Die Tür nach der Wohnstube stand offen, und sie blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen. Onkel Franz saß, Helle auf dem Schoß, mit dem Rücken gegen die Tür. Er nahm ihren gewohnten Platz am Fenster ein, und sie sah, daß er alle ihre Bilder um sich herum versammelt hatte. Sie hingen neben ihm an der Wand, sie standen auf dem Nähtisch und auf dem Fensterbrett.

Helle streckte eben die Hand nach einem von ihnen aus. Es war eine Photographie in einem Rahmen. Und sie sah, wie vorsichtig er sie ergriff und dem Jungen hinhielt.

„Küß' Mutter,“ sagte er, „aber vorsichtig.“

Und nachdem der Junge dies getan hatte, drückte er selbst seine Lippen leidenschaftlich auf das kalte Glas — einmal — zweimal — dreimal —

Da machte sie eine unwillkürliche Bewegung, und er wandte sich um. Mit einem Freudenstöhnen lag sie vor ihm auf den Knien und bedeckte seine

Hände mit Küssen. Helle stürzte sich sofort auf sie.

„Mutter! Mutter!“ jubelte er. „Ist der Wald nun gelb?“

Aber Onkel Franz sagte kein Wort. Er saß ganz still und preßte nur ihren Kopf an seine Brust. In den fast schmerzlichen heftigen Schlägen seines Herzens merkte sie, wie groß seine Freude war, und als er endlich in die Worte ausbrach: „Willkommen, mein Lieb!“ war es, als fänge die Stimme vor lauter Glück.

„Versprich mir,“ sagte sie, den Kopf zurückbeugend, so daß sie ihn in die Augen sehen konnte, „versprich mir, daß Du mich nie wieder fortschicken willst. Es ist eine blutige Stunde an uns beiden. Versprich mir, daß Du von nun an jede Stunde mit mir teilen willst, mag das Leben nun lang oder kurz sein. Jeder Tag, den wir zusammen verleben dürfen, ist ja gleichsam ein teurer, großer Schatz für Dich und mich! Damit wollen wir Bücher treiben und Kapital daraus schlagen, dann haben wir genug im Alter!“

Er nahm ihre kleinen, fest gefalteten Hände zwischen die seinigen und küßte sie heftig; dann lächelte er sie sachte voneinander und drückte sie auf seine Augen.

„Du kleine geizige Seele! Ja, bis in Ewigkeit!“ sagte er.

Sie stand auf und begann mit leichten, frohen Schritten, leise vor sich hin singend, im Zimmer hin und her zu gehen und alles fröhlich zu betrachten, gleichsam mit neuen Augen, während die ganze Zeit ein strahlendes Lächeln um ihren Mund spielte.

„Es ist gerade, als kämest Du aus dem Märchenland,“ sagte er, indem er ihr mit den Augen folgte.

„Das ist auch so,“ erwiderte sie. „Ich komme aus dem Wunderland meiner Liebe. Dort singt alles, was man berührt. Das ist zwar immer so gewesen, so lange ich zurückdenken kann. Wenn ich Dich nur sprechen hörte, war es mir, als ob die Luft um mich säuge. Du solltest nur wissen, wie oft ich in der Dunkelheit Dein Profil beobachtete, das sich vom Fenster abhob, und dann meinte ich, ich höre die herrlichste Musik. Dies zum Beispiel: Sie öffnete den Flügel und spielte ein paar Sätze aus einer Chopinschen Phantasie...“

Dann sang sie:

Und liebtest du Tausende Meilen von mir,
Und stände der Weg voller Flammen,
Ich kämpfte mich mutig hindurch zu dir,
Bis endlich wir wären zusammen!

Sinken würd' ich zur Seite dir,
Ganz nahe dir wollte ich weilen,
Und alle Qualen erlitten hier,
Ich würd' sie mit dir teilen!

Und stürztest du nieder an Grabes Rand,
Wie vom Blitze getroffen die Eide —
Nicht geh' ich sie frei, die geliebte Hand —
Im Tode selbst ich nicht weichel!

„Was singst Du da?“ fragte er plötzlich aufmerksam.

„O, nur eines meiner eigenen Lieder.“

„Machst Du Gedichte?“

„Ja! Und alle handeln von Dir.“

„Das ist ausgezeichnet! Du gibst mir nicht allein Dich selbst, sondern auch gleich ein ganzes Liederbuch als Mitgift.“

„Wer sagt denn, daß Du es bekommst?“

„O, wenn die Gedichte von mir handeln, dann...“

„Ja, aber gerade deshalb! Es würde mir nie einfallen, irgend etwas zu besingen; aber wenn ich an Dich denke, dann kommen die Lieder von selbst. So war es von jeher. In ihnen warst Du gleichsam immer bei mir, und wenn ich Dich nicht hatte, hatte ich die Lieder.“

„Du nimmst mir das Buch geben, hörst Du!“

„Nein.“

„Du hast mir alle Deine Gedanken verprochen...“

Er sagte es scherzend, aber ohne daß er es wußte, mischte sich ein etwas wehmütiger Klang in

seine Stimme. Das war genug, sie berente sich. Mit ihren warmen Lippen blüht an seinem Ohr, flüsterte sie schelmisch:

„Ich verspreche Dir, daß Du sie bei unserer silbernen Hochzeit alle bekommen sollst.“

Und sie sang:

Kommt des Lebens Herbst einmal,
Und sind wir alte Leute,
Dann singen wir wie bazumal,
Und singen g'rad' wie heute!“

„Kennst Du das?“

„Ja wohl — aber kennst Du das?“

„Liebes, kleines Rosmarin!
Kleines, süßes Liebchen mein!
Denk, was heute ist passiert —
Der Pfarrer hat uns proklamiert!“

Aber nun verlangte Helle auch Musik: „Mutter soll Helle singen!“ bat er, und sie mußte ihm alte Verse von „Gotto, Ketterlein“ singen, vom ersten bis zum letzten.

Und Helle juchzte und verlangte immer: „Mehr! Mehr!“ bis sie ihn mit einem raschen Entschluß ins Schlafzimmer trug und ihn auszudecken begann.

„Schläfst Du heute Nacht bei Helle?“ fragte er neugierig.

„Ja, gewiß, willst Du mich etwa nicht haben?“

„Doch,“ erlang es zögernd, „aber Vater auch — Vater hat immer bei Helle geschlafen, solange Du weg warst.“

„Ja, aber nun ist kein Platz da, das siehst Du doch.“

„O, sein Platz!“ sagte der kleine Bursche höhnisch, „Vater kann neben Helle liegen!“

Und unverdrossen wiederholte er: „Fein Platz!“

Onkel Franz stand an der offenen Tür zum Wohnzimmer und summte noch immer: „Gotto, Gotto, Ketterlein!“ Er hätte ihr doch auch ein wenig zu Hilfe kommen können, doch Raja, aber statt dessen stand er da mit der Zigarre in dem einen Mundwinkel und einem behaglichen Lächeln um die Lippen.

Helle wollte noch mehr sagen, aber da verschloß sie ihm den Mund mit einem Kuß und sagte:

„Nun will ich Dir etwas erzählen. Wenn wir in das kleine Haus am Hölztruper Strand ziehen, von dem ich Dir so oft erzählt habe, dann ist dort mehr Platz als hier und dann darf Helle's Bettchen zwischen Vaters und Mitters Bett stehen, damit wir recht gut auf ihn aufpassen können.“

„Reißt Mutter dann nicht wieder weg?“ fragte Helle zweifelnd.

„Nein, nie mehr,“ antworteten beide auf einmal und lachten über den ungläubigen Ausdruck in des Knaben Gesicht.

Auf diese Weise beruhigt, fand Helle sich bereit, in sein Bettchen gesteckt zu werden, und kroch sogleich unter seine Decke.

Raja und Onkel Franz blieben im Wohnzimmer sitzen, während die Tür zum Schlafzimmer angelehnt war. Sie sprachen nicht viel, und ihre Stimmen klangen gedämpft. Es war, als hätten sie Angst, mit Worten ihr Glück zu verschonen. Aber ab und zu ließ Raja langsam die Hand durch sein dickes Haar gleiten, und er folgte mit den Augen der Bewegung ihrer Finger.

„Ja, nun kannst Du sie nicht mehr zählen,“ sagte er lächelnd, indem er der vielen weißen Haare zwischen der schwarzen gedachte.

Sie schüttelte den Kopf über seine Gedanken. „Sie sind ja mein Stolz,“ sagte sie. „So oft ich mich da droben nach Dir sehnte und es mir war, als sei ich Deiner gar nicht wert und als sei es ganz unmöglich, daß Du mich wirklich lieben könntest, kamen sogleich die weißen Haare und sagten: „Denk an uns, wir bedeuten etwas.“ Und wenn ich vor Angst ganz krank war, daß eines von uns sterben könnte, ehe wir zusammengekommen wären, dann waren wieder die weißen Haare da, mit ihrer stummen Ausdauer, ihrer unerschütterlichen Treue, ihrem tiefen, festen Glauben an unser Glück, und das tröstete mich.“

Sie lehnte den Kopf an den seinigen. „Ihr Leben, guten, weißen Haare,“ sagte sie. „Ihr seid mir mehr wert als alles andere auf der Welt.“

„Alles,“ sagte er plötzlich und sah sie mit seinem ehrlichen Blick an. „Bist Du dessen sicher?“

Sie verstand den Zweifel in seinen Worten, antwortete aber ohne Bedenken: „Ja, jetzt bin ich dessen ganz sicher.“

In diesem Augenblick kam es ihr vor, als sei heute so sonderbar weit weg. Es war fast, als könnte sie nichts mehr fassen als das eine, daß die große Liebe ihres Lebens ihren Siegeszug durch ihre Seele hielt, durch alle ihre Gedanken, alle ihre Gefühle und durch jede Faser ihres innersten, lebendigen Wesens!

Er sah in ihr bewegtes Gesicht, und er fühlte, daß sie ihm nun ganz zu eigen gehörte.

„Es ist beinahe zu viel,“ murmelte er, „das Glück ist fast zu groß.“

Aber sie lachte und erwiderte: „Wie hast Du glauben können, daß Du Dich mit weniger begnügen würdest, und im Grunde Deiner Seele hast Du es auch gar nicht gewollt! Ich weiß wohl, daß von uns beiden ich immer am wenigsten gegeben habe. Ich weiß, ich habe immer etwas zurückgehalten, aber das ist nun anders geworden. Du hast nicht umsonst sieben Jahre um Mahel gebient; nun gebe ich mich Dir rückhaltlos hin — Dir allein.“

Er zog ihre Hände an sich und bedeckte sie mit Küssen, stürmisch küßte er ihr Mund, Wangen und Augen.

„Mein eigen!“ flüsterte er mir.

Und sie neigte den Kopf auf seine Schulter und wiederholte sicher:

„Ja, Dein eigen . . .“

16.

Raja meinte, noch nie sei ein Winter so lang gewesen. Die Tage erschienen ihr wie Wochen und die Wochen wie Monate. Es kam ihr vor, als würde der Schnee auf den Dächern niemals schmelzen, obgleich die Sonne jeden Tag darauf schien.

Würde es denn in diesem Jahre gar nicht Frühling werden? Und würde denn der 4. April nie kommen? Sie hatten noch nicht miteinander wegen der Hochzeit gesprochen; aber beide wußten, daß sie am 4. April sein würde, da war die gesegnete Trennungzeit vorüber, und die Papiere waren ja in Ordnung.

Endlich begann auch der Schnee zu schmelzen und in kleinen Lawinen von den Dächern herabzufließen, zum großen Entsetzen derer, die davon getroffen wurden. Und eines Tages brachte Dunkel Franz die ersten Krokusblüten. Er hatte einen seiner heimlichen Abstecker nach dem Hölzstruper Strand gemacht und dort schon blühende Krokusse gefunden. Er war vor ihnen stehen geblieben, hatte sie betrachtet und — den Hut abgenommen ob ihrer jungen Schönheit. Und die Berche hatte mit ihren welchsten Blütenkönen dazu getrippelt. Natürlich hatte er davon gepflückt, und nun stand er unter der Eibe mit einem Gesicht, das mit den Blumen in seiner Hand um die Wette strahlte.

„Hast Du schon so etwas gesehen?“ sagte er und hielt sie ihr hin. „Es ist keine Spur von Schnee mehr draußen, und überall sprießt es grün hervor. Kann man sich schönere Farben denken? Sieh', die gelben und weißen und die blauen und violetten Büchel Sieh', wie kräftig und gerade die Stengel gewachsen sind! Aber Du siehst sie ja gar nicht an, Klud!“

Raja gab keine Antwort, sie hatte die Hände um seinen Hals geschlungen und seinen Kopf dicht an sich gezogen.

„Ich betrachte den Frühling in Deinen Augen,“ sagte sie.

* * *

Dunkel Franz hatte den ganzen Winter hindurch sehr viel zu tun gehabt. Schon im November hatte es angefangen. Seine Wohnung glück all-

mählich einem Trübsertaben, so viele alte und neue Sachen hatte er darin aufgehäuft.

Da gab es altertümliche Möbel, Erbstücke aus der Zeit der Großeltern und alten Strömstram aus seiner eigenen Junggesellenzeit. Von Anfang an war alles verstaubt und alt und schadhast gewesen; aber wer alles abgestaubt und poliert und erneuert hatte, das war Dunkel Franz.

Kein Wunder, daß Raja, wenn sie die Absicht aussprach, ihn zu besuchen, regelmäßig zur Antwort erhielt: „Noch nicht, es ist so unbehaglich bei mir.“

Das Studierzimmer war die reuigste Tischlerwerkstatt geworden. Dunkel Franz erkannte bald und sagte sich unverbohlen, daß die einzige Möglichkeit, sich die seltenen Sachen zu verschaffen, mit denen er das Nest ausstatten wollte, die war, daß er die Sachen in schadhastem Zustande kaufte und sie dann restaurieren lasse. Aber die Summen, welche die Kopenhagener Tischler für solche Arbeit verlangten, waren so hoch, daß Dunkel Franz der kalte Schweiß auf die Stirn trat. Mehrere Stunden lang ging er unablässig in seinem Zimmer auf und ab — dann faßte er einen Entschluß.

Am nächsten Tage lenkte er seine Schritte zu einem kleinen Tischlermeister in der Vorstadt. „Wollen Sie mich in die Lehre nehmen?“ fragte er.

Der Tischler betrachtete spöttisch die weißen Hände des Herrn. „Was könnte Ihnen das nützen?“ sagte er dann.

„Ich bezahle Ihnen dafür, was Sie verlangen,“ erwiderte Dunkel Franz kurz; und dann begann der Unterricht.

Jeden Nachmittag von vier bis sechs hobelte und sägte, rieb und polierte Dunkel Franz unablässig, so daß ihn der Rücken schmerzte. Aber er ließ nicht nach, und nach Verlauf von ein paar Monaten hatte er soviel gelernt, daß er die Arbeit auf eigene Faust beginnen konnte. Nun verlegte er das Feld seiner Tätigkeit aus der Tischlerwerkstatt in sein eigenes Zimmer, wo es bald tüchtig nach Lack und Firnis roch und die Späne auf dem Boden zerstreut lagen, zur großen Verzweiflung der alten Wirtin, welche die Zimmer nicht mehr rein halten konnte.

„Das ist die schändlichste Schmutzerei, die ich je gesehen habe,“ sagte sie, die Hände fest in die Seiten stemmend. „Und wenn man nur wenigstens begreifen könnte, wozu es gut sein soll! Aber es ist eine Sünde, soviel Geld für den alten Kram auszugeben. Oder was meinen Sie denn eigentlich, was man aus so einem alten, schwarzen Starenkasten machen könnte?“ Dabei deutete sie verächtlich auf ein altertümliches Wandchränken, dessen geschnitzte Seiten so morsch waren, daß sie zusammenzufallen drohten.

„Warten Sie, bis Sie es in acht Tagen wieder sehen,“ entgegnete Dunkel Franz mit einem stolzen Blick auf den verachteten Gegenstand. Aber wenn er gedacht hatte, er rufe die Bewunderung der guten Frau hervor, dann hatte er sich doch verrechnet; denn als er ihr acht Tage später das fertige Kunstwerk zeigte, sagte sie mit zerschmetternder Ueberlegenheit: „Das war wohl auch der Mühe wert, um die Zeit damit zu vergeuden, hier, wo doch Möbel genug sind! Nein, nein, da Sie sowieso schon soviel sitzen müssen, sollten Sie lieber abends ein wenig spazieren gehen, anstatt die ganze Nacht bei dieser Schmutzerei aufzubleiben. Und wenn ich nur wenigstens begreifen könnte, warum Sie es tun, oder was Sie damit wollen!“

Aber dann lächelte Dunkel Franz so merkwürdig geheimnisvoll, daß die Neugierde der armen Frau fast den Atem raubte. „Soll ich es Ihnen sagen?“ fragte er, ihr mit freudestrahelndem Blick zuzwendend. „Soll ich es Ihnen sagen? Ich diene um Mahel.“

Die Frau pläzte beinahe vor Neugier, um zu erfahren, wer Mahel sei. Aber in der Art, womit er ihre Fragen beantwortete, lag etwas, das ihr plötzlich den Mund verschloß; etwas Festliches oder eine stille Hoheit.

(Fortsetzung folgt.)

Die Großstädte und ihre Entwicklung.

Von Felix Linke.

Keines der eigenartigsten Probleme der Neuzeit, in dem sie sich von früheren Jahrhunderten durchaus unterscheidet, ist das der modernen Großstadt und ihrer Entwicklung. Nicht als ob es in der Vergangenheit keine Großstädte gegeben hätte. Die alten Großstädte unterschieden sich jedoch wesentlich von den unsrigen. Es waren in ihnen keine Straßennetze vorhanden; eine Menge Häusergruppen inmitten von Wiesen, Weiden, Feldern, Gärten und Fruchtbaumhainen bildeten die Stadt. Das Ganze war gewöhnlich mit einer Mauer umgeben und bot so im Kriegsfall der gesamten umwohnenden Bevölkerung sowie ihrem Vieh Unterkunft.

Von den alten, großen Städten hat nur Memphis ein größeres Alter erreicht, die anderen Städte sind alle wieder, so schnell sie entstanden, untergegangen. Den durch sie gekennzeichneten Typus bezeichnet Professor Blicher als „Despotengroßstädte“: durch einen Despoten von seinen Untertanen in hartem Frondienste erbaut und unterhalten, die Bevölkerung in sie hineingetrieben, das war ihre Entstehungsgeschichte. Der Verfall folgte gewöhnlich dem Tode des Herrschers; der neue Despot baute wo anders eine neue Stadt, und so ging das Spiel von neuem los.

Ganz anders wars bei den Griechen. Sie hatten erkannt, daß die Wehrfähigkeit das Zusammenwohnen bedingt und befähigten in den Städten einen fast beispiellosen Gemeininn in politischen Angelegenheiten und Kunsttätigkeiten. Ihre Verfassung war daher diejenige von Stadtstaaten, deren Bürger in den Städten wohnten; nur wenige Pächter, Kleinbauern und wohlhabende Bürger hielten sich des Feldbaues wegen mit ihren Sklaven außerhalb der Städte auf, die ihnen und ihrer Habe als Schutz im Kriegsfall dienten. Die nationale Ueberwindung Griechenlands in Verbindung mit der eigenartigen Verfassung ließ es zur Großstadtbildung nur in Athen kommen, das aber auch zur Zeit seiner höchsten Blüte kaum mehr als 150 000 Einwohner gehabt haben kann. Erst durch die Makedonier kam es in den Reichen Alexanders des Großen zur Großstadtbildung in Alexandria, Seleukia und Antiochia.

Auch bei den Römern finden wir den Zustand, daß die einzelnen Stämme sich in Städten ansiedeln, selbst zu Städten werden, in denen sich ein freies intensives Gemeinwesen entwickelt. Das Römerreich bewirkte sozusagen direkt eine Verstädtlichung seiner Einflusssphäre, die sich bis auf die unterworfenen Länder ausdehnte, der auch die alte, von der germanischen Völkerschaft der Uiber bewohnte Colonia Agrippinensis, das heutige Köln, seine Entstehung verdankt. — Die Hauptstadt des gesamten Systems war Rom. Ueber dessen Bevölkerungszahl wissen wir sehr wenig; die neuesten Schätzungen schwanken zwischen 700 000 und 2 000 000. Wenn man die Schwierigkeit der Verproviantierung solcher Menschenmenge bedenkt, so wird man eher zu der niedrigeren Zahl greifen müssen, die in dieser Hinsicht glaubwürdiger erscheint. Würde der Uiber nicht eine bequeme Zufuhr gestattet haben, so müßte auch die niedrige Zahl wohl noch zur Unmöglichkeit zu rechnen sein.

Wieder anders war es im Mittelalter. Man findet damals Deutschland schon mit Städten überfüllt, zwischen denen eine große Anzahl Dörfer, Flecken, Weiler usw. sich befinden. Die Landbevölkerung ist nicht in der der Städte aufgegangen. Der Unterschied zwischen beiden ist ein wirtschaftlicher; der Landbewohner ist Ackerbauer und Viehzüchter, der Städter in erster Linie Kleinhandwerker. Die ganze Art der Verfassung der Städte und ihre wirtschaftliche Stellung konnte jedoch große Menschenansammlungen nicht dulden, so daß im Mittelalter Großstädte nur da anzutreffen sind, wo sie schon zuvor bestanden. Keine der deutschen, mittelalterlichen Städte hat mehr als 25 000 Einwohner besessen.

Auf Großstadtbildungen stoßen wir erst wieder seit der Ausbildung des zentralisierten Staatentwesens.

Die mittelalterlichen Stadtprivilegien konnten neben der Zentralgewalt des Staates nicht mehr bestehen. Andererseits aber mußte ein zentralorganisiertes Staatswesen, um die Erfüllung der jedem einzelnen auferlegten Pflichten verlangen zu können, auch dessen Rechte erweitern, und damit waren die Vorbedingungen zur Entfaltung der latenten (verborgenen schlummernden) wirtschaftlichen Kräfte gegeben. Es zeigte sich überall die Teilung der Arbeit, am auffallendsten auf dem Gebiete der gewerblichen Produktion; es wälzten sich große Kapitalmassen, flüchtig gemacht durch die großen Funde an Edelmetall, auf den Weltmarkt und verlangten günstige, produktive Anlage. Die Unternehmungen wuchsen an und hatten alle die sozialen und wirtschaftlichen Erscheinungen im Gefolge, in deren intensiven Entwicklung wir jetzt stehen. Kurz gesagt: das kapitalistische Zeitalter war angebrochen und hatte durch seine Eigenart eine besondere Entwicklung des Städtewesens mit sich gebracht. Diese Städte waren nicht durch den Willen eines Despoten, aber auch nicht als selbständige Organismen wie bei den alten, klassischen Völkern entstanden, sondern ihre Entwicklung gründete sich nur noch auf wirtschaftlichen Momenten; sie waren nicht nur konsumierende Gebilde, sondern produktiv im höchsten Sinne des Wortes. Produzierend waren zwar auch schon die mittelalterlichen Städte, dennoch bestehen zwischen beiden bedeutende Unterschiede, in denen auch die Verschiedenheit der jetzigen und der früheren Ent-

wicklung liegt. Die modernen Großstädte zeigen in ihrer weitesten Entwicklung Formen, die von allen früheren durchaus verschieden sind, die sich zwar regelmäßig verändern, aber dennoch viel komplizierter sind als die regellosen Agglomerationen (Anhäufungen) der früheren Städte.

Einer allgemeinen Gepflogenheit folgend, sprechen wir von Städten mit 100 000 und mehr Einwohnern als von Großstädten, bei solchen von einer Million und mehr als von Weltstädten. Feste Grenzen können das nicht sein, weil es ganz auf die Umgebung ankommt, vielleicht auch auf das Gepräge der Stadt. So wird jeder Hamburg mit seinen nur 800 000 Einwohnern eine Weltstadt nennen müssen, während das aus einigen sehr großen Landgemeinden und Städten bestehende jetzige Gelsenkirchen mit ca. 140 000 Einwohnern noch kaum das rechte Großstadtgepräge tragen dürfte. Doch um die Aufgaben fest zu umschreiben, müssen Grenzen eingehalten werden, und als solche gelten allgemein die obengenannten.

Die allgemeine Vorstellung von der Großstadt, wie sie auch schon in den großen Massen der Bewohner von sehr großen Städten verbreitet ist, ist diejenige, welche ja der bloße Augenschein bei ganz großen Städten, z. B. Berlin, Newyork und London lehrt. Zahlen zur Veranschaulichung des Gesagten bietet die Londoner Statistik für das ganze vergangene Jahrhundert von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. Diese Zahlen mögen hier folgen:

Lebewesen, die durchaus verschiedene Gestalt und Lebensbedingungen zeigen, erzeugen auch wieder deutlich zu unterscheidende Stoffwechselprodukte, nämlich die Krankheitsgifte, die die Entstehung und Schwere einer bestimmten Infektionskrankheit bedingen. Die Krankheitserreger selbst sind außerordentlich klein, können nur mit den schärfsten Vergrößerungsinstrumenten gesehen werden, und erst die Entwicklung der Technik auf diesem Gebiete hat es in der neuesten Zeit ermöglicht, ihre Gestalt genau festzustellen; da hat man denn die mannigfaltigsten, für jede Krankheit charakteristischen Formen gefunden. Unter diesen kann man hauptsächlich die stäbchenförmigen, Bakterien oder Bazillen genannten, und die kugelförmigen, Kokken genannten, Krankheitserreger unterscheiden. Aus der großen Zahl der Bazillen führe ich einige an: die Milzbrandbazillen, die unter dem Mikroskop eine etwas dicke, klobige Gestalt zeigen, die Tuberkelbazillen, die feine, zarte Stäbchen sind, die Cholera- und Typhusbazillen, die eine etwas gekrümmte Form haben und deshalb auch Komma- und Flexibazillen genannt wurden. Die Kokken pflegen sich zu bestimmten Figuren zusammenzulagern, so daß Trauben- oder Kettenformen entstehen; besonders eigenartig ist das Bild der Gonokokken, die Erreger des Trippers, die immer paarweise nebeneinander liegen und kleine, feimelförmige Gebilde darstellen. Außer diesen niedrigsten Lebewesen gibt es aber auch schon etwas höher organisierte Krankheitserreger, so die Erreger der Malaria, des Wechselfiebers, die schon vollkommen ausgebildete Zellen sind, man nennt diese Protozoen. Solche niedrigsten Tiere will man in neuester Zeit noch als Erzeuger der Pocken, des Scharlachs, der Masern, des Scharlachtyphus und der Syphilis gefunden haben; doch sind diese Forschungen noch nicht abgeschlossen.

Für diese eben angeführten Krankheiten sind nämlich bisher die Erreger noch nicht gefunden, sie werden aber dennoch zu den Infektionskrankheiten gezählt, da ihr ganzes Auftreten und ihre Verbreitung eine derartige ist, daß sie unbedingt auf bestimmte Erreger zurückgeführt werden müssen.

Gelangten nun diese Krankheitserreger in den menschlichen Körper und finden sie dort günstige und für sie passende Lebensbedingungen, so erzeugen sie ein Gift, das Krankheit und in schlimmen Fällen den Tod des Individuums herbeiführt. Diese Gifte sind von der verschiedensten Wirkung; einige wirken weniger schlimm, andere wieder um so heftiger; so hat man berechnet, daß von dem Gift des Starrkrampfbazillus 0,23 Milligramm, also weniger als ein Viertel Milligramm, genügen, um einen Menschen zu töten, während von sonst bekannten gefährlichen Giften, z. B. Strichnin, 30 bis 100 Milligramm, von Atropin erst 130 Milligramm die tödliche Dosis sind. Zum Glück bringen in den meisten Fällen die Bazillen nicht gleich so starke Giftmengen in den Körper hinein, sondern diese entwickeln sich erst nach und nach im Körper, wo sie durch von der Natur geschaffene Schutzvorrichtungen mehr oder weniger unschädlich gemacht werden können. Ueberhaupt gehören noch eine Reihe Vorbedingungen dazu, um eine Infektionskrankheit entstehen zu lassen. Zunächst müssen die Erreger in größerer Menge in den Körper eindringen, einzelne, ja auch selbst mehrere dieser ungeliebten Gäste werden von den Körperkräften einfach vernichtet; erst wenn der Körper sich der Menge nicht erwehren kann, behalten die Krankheitserreger die Uebermacht, vermehren sich und erzeugen das Krankheitsgift. So werden sehr häufig Tuberkelbazillen oder auch Cholera- und Typhusbazillen, wenn sie in den gesunden Magen kommen, von dem Magensaft, der die starke Salzsäure enthält, getötet; ist dagegen der Magen selbst erkrankt oder stockt die Absonderung der Salzsäure, so können sie den Magen lebendig passieren und im Darm ihre zerstörende Wirkung ausüben. Im Blut- und Lymphstrom bilden die weißen Blutkörperchen, die die Bazillen direkt auffressen, eine kräftige Schutzwehr gegen diese Eindringlinge, und unsere moderne Wissenschaft hat auch bewiesen, daß sich gegen die Gifte der Bakterien in der Blutflüssigkeit direkte Gegengifte bilden, sogenannte Schutzstoffe, die das

| Zählungs- jahr | City von London | | Grafschaft London ohne die City | | Grafschaft London mit der City | | Außenring (Groß-London ohne Grafschaft) | | Groß-London | |
|-------------------|--------------------|------------------------|------------------------------------|------------------------|-----------------------------------|------------------------|---|------------------------|--------------------|------------------------|
| | Einwohner- zahl | Wachst- tum in % | Einwohner- zahl | Wachst- tum in % | Einwohner- zahl | Wachst- tum in % | Einwohner- zahl | Wachst- tum in % | Einwohner- zahl | Wachst- tum in % |
| 1801 | 128 129 | | 831 181 | | 959 310 | | 155 334 | | 1 114 644 | |
| 1811 | 120 848 | - 6,1 | 1 019 012 | 22,6 | 1 139 355 | 18,8 | 184 544 | 18,8 | 1 328 899 | 18,8 |
| 1821 | 124 187 | + 3,1 | 1 255 406 | 23,2 | 1 379 543 | 21,1 | 216 808 | 17,3 | 1 596 351 | 20,6 |
| 1831 | 122 491 | - 1,3 | 1 533 091 | 22,1 | 1 655 582 | 20,0 | 247 990 | 14,4 | 1 908 572 | 19,2 |
| 1841 | 128 568 | + 0,9 | 1 825 714 | 19,1 | 1 949 277 | 17,7 | 286 067 | 15,4 | 2 285 344 | 17,4 |
| 1851 | 127 819 | + 3,4 | 2 235 522 | 22,4 | 2 363 341 | 21,2 | 317 594 | 10,8 | 2 680 935 | 19,9 |
| 1861 | 112 018 | - 12,2 | 2 696 481 | 20,6 | 2 808 494 | 18,8 | 414 226 | 30,3 | 3 222 720 | 20,2 |
| 1871 | 74 844 | - 33,2 | 3 186 552 | 18,2 | 3 261 396 | 16,1 | 624 245 | 50,7 | 3 885 641 | 20,6 |
| 1881 | 50 569 | - 32,4 | 3 779 728 | 18,6 | 3 830 297 | 17,4 | 936 364 | 50,0 | 4 766 661 | 22,7 |
| 1891 | 37 636 | - 25,6 | 4 190 681 | 10,9 | 4 228 317 | 10,4 | 1 405 489 | 50,1 | 5 633 806 | 18,2 |
| 1901 | 28 923 | - 28,5 | 4 509 618 | 7,6 | 4 536 541 | 7,3 | 2 044 831 | 45,5 | 6 581 372 | 16,8 |

Aus ihnen erkennt man, daß die City, der eigentliche Kern Londons, seit 1851 unausgesetzt sich entvölkert. Schon im ersten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts war eine Verminderung der Bevölkerung um fast 8000 Personen = 6,1 pZt. zu beobachten; im folgenden Jahrzehnt wuchs die Bevölkerung wieder um fast 4000 Personen = 3,1 pZt., nahm 1821/31 wieder um fast 2000 Personen = 1,3 pZt. ab, wuchs in den folgenden beiden Jahrzehnten nochmals um 1000 Personen = 0,9 pZt. bzw. 4000 Personen = 3,4 pZt., nahm dann aber rapid ab und betrug 1901 nur noch 28 923 Personen gegen 127 819 im Jahre 1851. Hauptsächlich in dieser Zeit hat sich der Prozeß vollzogen, welcher überall in den großen Städten zu beobachten ist. Während die City ihre Bevölkerung im Jahrhundert um 101 206 Personen = 37,5 pZt. vermindert hat, ist die „Grafschaft London“ ohne die City von 831 181 auf 4 509 618 Einwohner gestiegen, hat also seine Einwohnerzahl um 3678 437 Personen = 450 pZt. vermehrt. Dabei hat sie stets gewaltig zugenommen, wenn auch in den letzten Jahrzehnten verhältnismäßig geringer. Die ganze „Grafschaft London“, der verwaltungsrechtliche Bezirk, umfaßte 1801: 959 310 Personen, 1901: 4 536 541. Will man diejenige Bevölkerung fassen, welche zwar nicht verwaltungsrechtlich, so doch entwicklungsgeschichtlich eigentlich zu London gehört, also die Bevölkerung Groß-Londons, so muß man noch einen äußeren Ring von Vororten hinzuzählen, der 1801 schon 155 334, 1901 aber 2 044 831 Einwohner zählte, und erhält dann für Groß-London 1801 eine Bevölkerung von 1 114 644 Personen. Nach dem Verlaufe eines Jahrhunderts wurden auf derselben Fläche 6 581 372 Menschen gezählt. Die Zunahme betrug also 5 466 728 Personen oder fast 500 pZt. Was an diesem Stadtkoloss, dieser mit Häusern

bedeckten Provinz, so klar ist, läßt sich auch an anderen gedrängter gebauten und bewohnten Weltstädten, so z. B. Berlin, leicht beobachten. Ist dieser Prozeß aber auch schon an den Großstädten wahrnehmbar? Bei unseren deutschen Großstädten, die wir nun ins Auge fassen, handelt es sich meist um verhältnismäßig dicht bewohnte Areale, und es läßt sich nicht so ohne weiteres durch die grobe Betrachtungsweise feststellen, wie es sich mit der sogenannten „Erstarrung“ (Anshaltung) der Großstadt verhält. Hier kann nur eine weitergehende Untersuchung die Tatsachen bloßlegen. Eine derartige Untersuchung hat Dr. Schott, der Direktor des Mannheimer Statistischen Amtes, ausgeführt und dabei interessante Ergebnisse ans Licht gefördert, die hier näher betrachtet werden sollen.

Der Untersuchung wurde für jede Großstadt ein Gebiet zu Grunde gelegt, das von einem um den Mittelpunkt der Stadt mit 10 Kilometern Halbmesser gezogenen Kreise umfaßt wird. Von diesem Gebiete (314 Quadratkilometer groß), das wir die gesamte „Agglomeration“ (Anhäufung) nennen, kann man in der Tat sagen, daß es die Stadt und ihre unmittelbare Einflusssphäre durchaus einbezieht, denn selbst unsere räumlich ausgedehnteste Großstadtgemarkung, Wien, überdeckt nur reichlich deren dritten Teil.

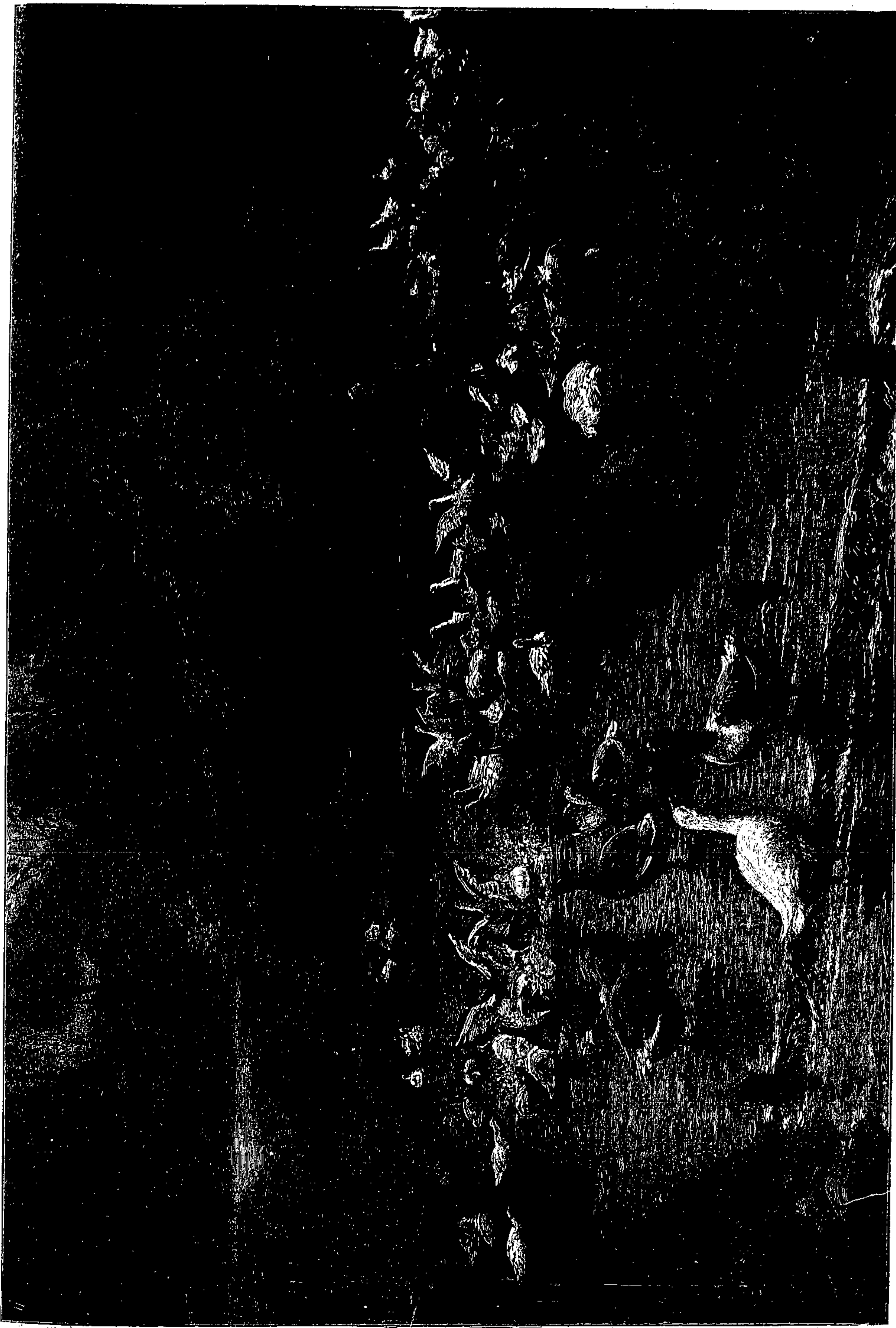
(Schluß folgt.)

Infektionskrankheiten.

Von Dr. R. Silberstein.

Unter Infektionskrankheiten versteht man jene Gruppe von Krankheiten, die durch Ansiedlung von kleinsten Lebewesen im menschlichen Körper hervorgerufen werden. Diese kleinen

Lebewesen, die durchaus verschiedene Gestalt und Lebensbedingungen zeigen, erzeugen auch wieder deutlich zu unterscheidende Stoffwechselprodukte, nämlich die Krankheitsgifte, die die Entstehung und Schwere einer bestimmten Infektionskrankheit bedingen. Die Krankheitserreger selbst sind außerordentlich klein, können nur mit den schärfsten Vergrößerungsinstrumenten gesehen werden, und erst die Entwicklung der Technik auf diesem Gebiete hat es in der neuesten Zeit ermöglicht, ihre Gestalt genau festzustellen; da hat man denn die mannigfaltigsten, für jede Krankheit charakteristischen Formen gefunden. Unter diesen kann man hauptsächlich die stäbchenförmigen, Bakterien oder Bazillen genannten, und die kugelförmigen, Kokken genannten, Krankheitserreger unterscheiden. Aus der großen Zahl der Bazillen führe ich einige an: die Milzbrandbazillen, die unter dem Mikroskop eine etwas dicke, klobige Gestalt zeigen, die Tuberkelbazillen, die feine, zarte Stäbchen sind, die Cholera- und Typhusbazillen, die eine etwas gekrümmte Form haben und deshalb auch Komma- und Flexibazillen genannt wurden. Die Kokken pflegen sich zu bestimmten Figuren zusammenzulagern, so daß Trauben- oder Kettenformen entstehen; besonders eigenartig ist das Bild der Gonokokken, die Erreger des Trippers, die immer paarweise nebeneinander liegen und kleine, feimelförmige Gebilde darstellen. Außer diesen niedrigsten Lebewesen gibt es aber auch schon etwas höher organisierte Krankheitserreger, so die Erreger der Malaria, des Wechselfiebers, die schon vollkommen ausgebildete Zellen sind, man nennt diese Protozoen. Solche niedrigsten Tiere will man in neuester Zeit noch als Erzeuger der Pocken, des Scharlachs, der Masern, des Scharlachtyphus und der Syphilis gefunden haben; doch sind diese Forschungen noch nicht abgeschlossen.



Am Bach. Gemälde von Adolf Gins.

Sist abschwächen oder gänzlich unschädlich machen. Diese Lehre von dem Schutzstoff ist noch eine recht junge; es ist deshalb im Rahmen einer populären Abhandlung nicht möglich, darauf einzugehen. Jedenfalls hat man die Disposition zu bestimmten Krankheiten und das Freiwerden davon, die sogenannte Immunität, auf diese Stoffe zurückgeführt; Disposition wie Immunität können angeboren und vererbt sein, sie können auch künstlich erworben werden: Disposition durch alle möglichen Schäden, die den Körper treffen, Immunität durch einmaliges Ueberstehen einer Infektionskrankheit, oder künstliche Einimpfung einer abgeschwächten Form dieser Krankheit oder der Schutzstoffe, die sich gegen die Krankheit gebildet haben (Schuppockenimpfung, Heilserumbehandlung).

Außerordentlich verschieden ist auch die Disposition für die Infektionskrankheiten bei den verschiedenen Arten, Rassen und Individuen. Tiere sind zum Beispiel völlig unempfänglich gegen Syphilis, während wiederum bestimmte Tierkrankheiten die Menschen verschonen; auch die schwarze Rasse wird von Krankheiten betroffen, von denen die weiße freibleibt, und selbst in der gleichen Rasse sind es Familieneigenarten, Lebensbedingungen, klimatische Erscheinungen und andere Ursachen, die für das Befallenwerden von einer Infektionskrankheit eine bedeutende Rolle spielen.

Als wichtigste Momente für die Empfänglichkeit der meisten Infektionskrankheiten sind alle den Körper schwächenden Zustände anzusehen, als da sind: Hunger und Elend, Sorgen, Not und schwere Arbeit. Bei allen Seuchen liefern die Armen die meisten Opfer. Die Ansteckungsfähigkeit der Infektionskrankheiten ist nun eine durchaus verschiedene, je nach den Lebensbedingungen ihrer Erreger. So wird die Malaria nie direkt von Mensch zu Mensch übertragen, da die Malaria-Protozoen nicht in den Ausscheidungen der Kranken sich befinden; andere Erreger sterben sehr schnell ab, wenn sie den Körper verlassen haben, so die Erreger des Trippers und der Syphilis. Andere hingegen haben eine außerordentliche Fähigkeit und Lebensfähigkeit auch außerhalb des menschlichen Körpers; bei Pocken sollen sie sich jahrelang ansteckungsfähig in der Wäsche halten, bei Scharlach werden sie oft durch Spielsachen von Kranken auf gesunde Kinder übertragen. Auch bei Typhus, Cholera und Tuberkulose können sie sich recht lange lebensfähig erhalten.

Zum Zustandekommen einer Seuche sind nun hauptsächlich die folgenden Faktoren von Bedeutung: Zuerst ein günstiger Nährboden für die Entwicklung der Bazille, dann eine größere Zahl für die Seuche empfänglicher Menschen und schließlich ein möglichst enges Zusammenleben dieser Menschen. Was den günstigen Nährboden anbetrifft, so ist dieser wiederum für die verschiedenen Bakterien durchaus anders geartet. Den meisten aber gemeinsam ist, daß sie eine gewisse Wärme verlangen, zirka 37 Grad (der Körperwärme der Menschen entsprechend), eine bestimmte Feuchtigkeit zu ihrer Entwicklung notwendig haben und vor allem das Sonnenlicht nicht vertragen können. Außerdem spielen bei ihrer Entwicklung noch eine Reihe anderer Verhältnisse, die ich aber hier übergehen will, mit. Aus den eben angeführten Dingen lassen sich immerhin schon eine Reihe von Tatsachen aus der Seuchenlehre erklären. So finden wir, daß im kalten Winter wenig ansteckende Krankheiten herrschen, da der Frost die meisten Keime tötet; andererseits wird das Auftreten der Cholera, des Brechdurchfalls, der Ruhr im heißen Sommer und Herbst erklärlich. Da die Sonnenbestrahlung die Krankheitserreger am sichersten abtötet, so ist es nicht verwunderlich, daß die sonnigen Wohnräume weniger von Krankheiten durchseht werden als die dunklen; am besten entwickeln und halten sich die Bazillen in dunklen, schmutzigen, feuchten Ecken von Wohnungen, Höfen oder Schmutzstellen. Für die Cholera und den Typhus ist das Wasser als Vermittler festgestellt. Beim Typhus geschieht dies meist in der Weise, daß von Abortanlagen oder mangelhaft verschlossenen Dung- und Jauchestellen aus die Krankheitskeime durch den Boden sickern und in den Brunnen ge-

langen, dessen verschmutztes Wasser dann die Krankheit verbreitet. Bei Cholera sind es die Flüsse, die durch die Abwässer der Stadt verunreinigt werden und zunächst der schiffahrenden Bevölkerung, oder auch, wenn die ganze Bevölkerung einer Stadt dieses ungereinigte Flußwasser trinken muß, später auch dieser die Seuche bringt. Was die beiden anderen ursächlichen Momente anbetrifft, so liegen diese ja klar vor aller Augen; bei allen Seuchen wird das in den proletarischen Quartieren zusammengepferchte Volk am ärgsten betroffen. So trifft die Pest in Indien meist die armen Eingeborenen. Die Cholera hauste in Hamburg am heftigsten in den engen Hafenvierteln und mit Proletariern vollgepfropften Höfen und Gängen. Die Tuberkulose ist fast eine reine Proletarierkrankheit; Scharlach, Masern, Diphtherie sterben in den Arbeitervierteln überhaupt nicht aus; Flecktyphus herrscht nur, wo die elendesten Lebensverhältnisse vorhanden sind, so daß Strichow schon bei seiner ersten Studienreise gegen den Flecktyphus kein anderes Heilmittel vorschlagen konnte als Besserung der elenden Lebenslage der von der Krankheit befallenen Bevölkerungsschichten.

Was die Krankheitserreger und die Erforschung ihrer Lebensbedingungen anbetrifft, so hat die Wissenschaft unserer Zeit außerordentliches in dieser Hinsicht geleistet. Robert Koch vor allem gebührt das Verdienst, diesen Zweig der Forschung ganz hervorragend ausgebildet zu haben. Auch zur Abtötung der Bakterien stehen uns die Desinfektionsmittel zur Verfügung; leider haben diese nur eine Wirkung auf Bakterien in der Außenwelt an leicht zugänglichen Stellen und sind wegen ihrer Giftigkeit für Krankheitserreger, die in den Körper gelangt sind, durchaus unbrauchbar. Spezifische Heilmittel, das heißt solche, die für eine bestimmte Krankheit mit Sicherheit Heilung gewährleisten, besitzt die medizinische Wissenschaft leider erst wenige. Ausgehend von der Anschauung der Schutzstoffbildung im Körper, wird seit zehn Jahren das sogenannte Heilserum gegen Starrkrampf und Diphtherie mit gutem Erfolg angewandt. Gegen die Pocken wurde schon lange Zeit vor der Entdeckung der Bakterien, rein aus der Erfahrung und Beobachtung heraus, die Schuppockenimpfung mit dem Erfolge angewandt, daß bei uns die Pocken völlig ausgestorben sind; ebenso ist die Behandlung der Syphilis durch Quecksilber schon alten Datums; durch diese Behandlung ist die Ausbreitung der Syphilis zwar nicht eingeschränkt worden, es kann aber jeder einzelne Krankheitsfall durch dieses Mittel geheilt werden. Führen wir noch schließlich das Chinin als Arzneimittel gegen die Malaria an, so ist damit die Reihe der spezifischen Heilmittel erschöpft.

Gegen alle übrigen Seuchen stehen uns nur allgemein gesundheitliche Vorkehrungen zu Gebote; es bleibt Hauptpflicht von Staat und Gemeinde, die Einschleppung von außen zu verhindern und durch Einrichtungen im eignen Gebiete bereits bestehende Seuchen möglichst einzudämmen. Unter den Krankheiten, die vom Ausland bei uns eingeschleppt werden können, ist wohl Cholera die gefährlichste und gefürchtetste; ihren Ausgang nimmt sie gewöhnlich von Indien aus oder den großen Pilgeransammlungen in Mekka, wo sie oft ungeheure Verheerungen anrichtet; den Verkehrswegen folgend, wird sie nach Europa eingeschleppt und fordert, wo sie günstigen Boden zur Verbreitung findet, viele Opfer. So kommt sie alle paar Jahre in Rußland zum Ausbruch. Deutschland wurde vor ungefähr einem Jahrzehnt von ihr bedroht, als sie nach Hamburg eingeschleppt wurde und dort fürchterlich wüthete. Eine weitere Verbreitung konnte immerhin, trotzdem hier und dort einzelne Fälle, ja sogar kleine Epidemien vorkamen, verhütet werden. In der Zeit der gesteigerten Cholerafurcht wurden in Konstantinopel und Alexandrien, als den Einfallsstoren Europas, Gesundheitskommissionen gegründet, um über die Verbreitung der Cholera orientiert zu sein und die Einschleppung zu verhindern. Auch die Fernhaltung der Pest hat man in den Bereich dieser Kommission gezogen; doch dürfte dieses ganze Mittel ziemlich zwecklos sein, da zwar

Beschlüsse gefaßt werden können, die Ausflüge aber in den Händen der türkischen Regierung ist die wohl kaum im Stande ist, ernstliches auf Gebiete der Gesundheitspflege zu leisten. Während Cholera und Pest vom Orient drohen, hat sich der Ostgrenze unseres Reiches eine Krankheit gezeigt, die im Mittelalter und auch schon im Altertum Schrecken der Menschheit war. Es ist dies die Auszehrung, die Lepra, von der im Kreise Memel ein Duzend Menschen befallen sind; glücklicherweise liegt eine Gefahr der Verbreitung hier nicht vor, da die Auszehrigen sämtlich in Leprosenhäusern isoliert sind und die Ansteckungsfähigkeit der Krankheit verhältnismäßig geringe ist.

Jedenfalls zeigt es sich deutlich, daß gegen die Seuchen, die vom Ausland eingeschleppt werden, eine Reihe von Schutzmaßnahmen getroffen sind; die Angst vor der Cholera hat in Hamburg und auch im ganzen Reiches manches Ersprießliche gezeitigt. Um so merkwürdiger ist es, wie indifferent Staat und Gesellschaft gegenüber den Seuchen dastehen, die ständig bei uns herrschen und vielleicht mehr Opfer fordern als eine Choleraepidemie; was bisher gegen die Tuberkulose bei uns geschieht, ist völlig unzureichend; der Staat hat dafür kaum Geld übrig, es bleibt das Meiste den Wohltätigkeitsgesellschaften überlassen, die auch nicht im entferntesten im Stande sind, ausreichend für die Bekämpfung dieser Volksseuche zu wirken. Auch den anderen ansteckenden Krankheiten gegenüber verhält man sich passiv; man hat sich an dieselben gewöhnt und nimmt sie als etwas Selbstverständliches hin, zumal in unserer jetzigen Gesellschaftsordnung diejenigen, die die Macht in Händen haben, am allerwenigsten unter den Seuchen leiden; immer wieder sind es die Proletarier, die den Krankheiten am meisten zum Opfer fallen.

Zu einer energischen Bekämpfung dieser Epidemien bedarf es gesetzlicher Grundlagen, die die Meldepflicht, Isolierung von bestimmten Kranken, Desinfektion der Wohnräume und Gebrauchsgegenstände, Menschen und einiges andere festlegen. Preußen hat das gegen die Verbreitung der Viehseuchen längst sehr energische Bestimmungen getroffen hat, ließ sich sehr lange Zeit, bevor das Ausfuhrungsgesetz zum Reichsseuchengesetz im Abgeordnetenhause seine Erledigung fand; erst vor einigen Wochen ist dies geschehen.

Solange der Staat noch so wenig zur Eindämmung der Seuchen tut, bleibt es hauptsächlich der Gemeinden, durch Einführung der unentgeltlichen Desinfektion, Erbauung von Krankenhäusern, Tuberkuloseheilstätten und andere Mittel das Ihrige zu leisten. Für die ärmeren Klassen der Bevölkerung ist die Krankenhausbehandlung oft das Beste. Wenn in den engen Wohnungen des Proletariats Scharlach oder Diphtherie ausbricht, so ist gewöhnlich die ganze Kinderchar, die sich auf einem beschränkten Raum zusammengedrängt, aufs schwerste bedroht, ebenso wie die Uebertragung der Tuberkulose durch das enge Zusammenleben gefördert; in solchen Fällen ist die Ueberführung des Kranken in ein Krankenhaus für ihn selbst wie für die ganze Familie, ja das ganze Haus das Allerbeste.

Eine wichtige Aufgabe für die Gemeindeverwaltung ist ferner die Assanierung (hygienische Umgestaltung) der Städte; von welcher Wichtigkeit eine gute Wasserleitung und Kanalisation gegenüber Cholera und Typhus sind, davon haben wir ja mehrere Beweise aus der neuesten Zeit vor uns. So blieb Altana, das eng mit Hamburg verbunden ist, bei der großen Choleraepidemie fast völlig verschont, da es gute Wasserleitung hatte, während die Hamburger das unfiltrierte, verfauchte Elbwasser genießen mußten. In den Städten, die gut kanalisiert und mit guter Wasserleitung versehen sind, ist der Typhus fast verschwunden, während die in neuerer Zeit gesehen haben, daß in Gassen durch verschmutztes Wasser eine schwere Typhusepidemie hervorgerufen wurde, die viele Opfer forderte. Dieser Prozeß zeigte auch aufs deutlichste, daß Wasserleitungen und Kanalisationen niemals Privatgesellschaften ausgeliefert werden dürfen, sondern stets Einrichtungen der Gemeinden zum allgemeinen Wohl sein müssen.

Gut eingerichtete Kanalkationen lassen die Abwässer der Städte erst dann in öffentliche Wasserläufe, wenn sie durch Klärfelder oder Kläranlagen von ihren schädlichen Bestandteilen befreit sind, was wieder für die Reinhaltung der Flüsse von großer Bedeutung ist.

Auch der Wohnungsfrage ist erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken; der Mietkasernenbau in den Arbeiterquartieren unserer Großstädte ist direkt mit verantwortlich zu machen für die Verbreitung der einheimischen Seuchen. Für die Tuberkulose ist in einer Reihe von Untersuchungen der direkte Beweis erbracht, daß sie um so mehr Opfer fordert, je enger die Menschen in den Wohnräumen zusammengepackt sind; daß es mit Scharlach, Masern, Keuchhusten, Brechdurchfall ebenso steht, ist ja allgemein bekannt; es ist ja auch viel schwerer, bei so engen Wohnungsverhältnissen den Kranken zu isolieren,

wie bei den Wohnräumen der Gutstitierten. Aus diesen Zuständen bildet sich dann bei den ärmeren Klassen oft eine Gleichgültigkeit gegen die Ausbreitungsgefahr heraus, die im Interesse der öffentlichen Gesundheitspflege sehr schädlich wirkt.

Für den einzelnen Menschen ist das beste Vorbeugungsmittel gegen ansteckende Krankheiten Sauberkeit des Körpers und der Kleidung, häufige Wäber, um den Keimen jeden Nährboden zur Ausbreitung zu entziehen, Kräftigung des Körpers durch gute Ernährung, genügende Nachtruhe, ausreichende Ruhepausen zwischen der Arbeit; der abgerackerte Körper fällt jeder Seuche leichter zum Opfer als der gestärkte.

So sehen wir, daß auch die Seuchenbekämpfung neben der hygienischen Seite eine soziale hat. Die Besserstellung der arbeitenden Klassen spielt dabei eine Hauptrolle. Beseitigung des Wohnungslebens,

Errichtung von ausreichenden, gutbelichteten Wohnungen, Ersatz der Mietkasernen durch kleine Häuser für ein oder zwei Familien; Einführung des Achtstundentages und einer noch kürzeren Arbeitszeit für verheiratete Frauen und jugendliche Arbeiter; vor allem ist ständiger Kampf der Arbeiterklasse um Lohnerhöhungen von großem Werte, damit es dem Arbeiter ermöglicht wird, seine allgemeine Lebenslage zu bessern, sich gut zu kleiden, seinen Körper zu pflegen und gesundheitlich einwandfrei zu wohnen. Solange dies nicht erreicht ist, haben alle Einrichtungen zur Bekämpfung der Seuchen nur bedingten Wert; sie können diese etwas beschränken; bedeutenden Einfluß auf die Seuchen werden sie erst dann ausüben können, wenn die große Masse des Volkes unter Bedingungen lebt, die dem Eindringen der Krankheitserreger und der Verbreitung der Seuchen hinderlich im Wege stehen. —

Der Vertrag.

Skizze von Ludwig Thoma.

Der königliche Landgerichtsrat Alois Eschenberger war ein guter Jurist und auch sonst von mäßigem Verstande.

Er kümmerte sich nicht um das Wesen der Dinge, sondern ausschließlich darum, unter welchen rechtlichen Begriff dieselben zu subsumieren waren.

Eine Lokomotive war ihm weiter nichts als eine bewegliche Sache, welche nach bayerischem Landrecht auch ohne notarielle Beurkundung veräußert werden konnte, und für die Elektrizität interessierte er sich zum erstenmal, als er dieser modernen Erfindung in den Blättern für Rechtsanwendung begegnete und sah, daß die Ableitung des elektrischen Stromes den Tatbestand des Diebstahlsparagrafen erfüllen könne.

Er war Junggeselle. Als Rechtspraktikant hatte er einmal die Absicht gehegt, den Ehekontrakt einzugehen, weil das von ihm ins Auge gefaßte Frauenzimmer nicht unbemittelt war, und da überdies die Ehelosigkeit schon in der lex Papia Poppaea de maritandis ordinibus ausdrücklich mißbilligt erschien.

Aber der Versuch war mit untauglichen Mitteln unternommen; das Mädchen mochte nicht; ihr Willenskonsens erlangte, und so wurde der Vertrag nicht perfekt.

Alois Eschenberger hielt sich von da ab das weibliche Geschlecht vom Leibe und widmete sich ganz den Studien.

Er bekam im Staatsexamen einen Bruchheiser und damit für jede Dummheit einen Freibrief im rechtsrheinischen Bayern.

Aber davon wollte ich ja nicht erzählen, sondern von seinem Ergebnisse mit Michael Klampfner, Tändler in München-Mn.

Und dies war folgendes:

Eines Tages mußte sich der Herr Rat entschließen, seine alte Bettwäsche mit einer neuen zu vertauschen.

Die Zugesherin besorgte den Handkauf und überredete ihren Dienstherrn, die abgelegten Materialien zu veräußern. Auf Bestellung erschien daher in Eschenbergers Wohnung der oben erwähnte Tröbler Michael Klampfner und gab auf Befragen an, daß er derjenige sei, wo die alte Wäsche kaufe.

„So,“ erwiderte der königliche Rat, „so? Sie wollen also gegen Hingabe des Preises die Ware erwerben?“

„Wenn ma's no brauchen so, nimmi i's,“ sagte Klampfner.

„Schön, schön; Ihr Wille ist schon darauf gerichtet. Sagen Sie 'mal, Herr . . . Herr . . . wie heißen Sie?“

„I? I hoß Klampfner Michael, Tändler von der Mn, Billenstraßen Nummer acht.“

„Also, Herr Klampfner . . .“

„Klampfner!“

„Wichtig, Herr Klampfner. Sie sind doch handlungsfähig?“

„I moa scho. I handel scho dreiß'g Johr.“

„Gut, Sie sind also nicht entmündigt, als prodigus, furiosus, als Verschwender oder wegen Geisteskrankheit?“

„Jo, was waar denn jetzt dös? Moana S', i bi da her ganga, daß Sie mi dabeden?“

„Mäßigen Sie sich. Ich mußte die Frage an Sie stellen; es handelt sich um eine wesentliche Verbindung des Konsensualkontraktes.“

„Wo mir aus. Wo is denn nacha de Wasch?“

„Sie wird Ihnen vorgezeigt werden; der Kauf wird nach Sicht geschlossen.“

Die Zugesherin führte den Tändler in ein Zimmer, in welchem zwei große Bündel auf dem Boden lagen. Das eine enthielt die gebrauchte Wäsche, in dem anderen war die neu angeschaffte.

Michael Klampfner prüfte das alte Bettzeug mit Reuerungen.

„Bedenten tuat dös net viel,“ sagte er; „zwoomal waschen, nacha is dös G'lump hi. Wa, weil Sie 's san, Herr Rat, gib i Gahna zwoa Markl dafür.“

„Zwei Mark? Der Kaufpreis scheint mir sehr niedrig gegriffen.“

„Ja, was glauben S' denn? Wer kaaft denn so was? Do kenna S' de arma Leut schlecht, wenn S' moanen, de mügen was Alt's. De kaafen si klaba was Neu's und bleiben's auf Abzahlung schuld.“

„Hm! ja, das mag sein, . . . aber . . . was sagen Sie, Frau Eschenberger,“ wandte sich der Rat an seine Zugesherin, — „finden Sie den Preis ortsüblich und wertentsprechend?“

„Ich mein halt so, Herr Rat, verzeihen S', wenn man halt doch die Sach hergeben tut, nicht wahr, dann mein ich halt, entschuldigen S', es ist doch nicht viel zum kriegen damit.“

„Sie raten mir also zum Abschlusse?“

„Ja, ich . . . ich mein halt so, Herr Rat, es wird nichts andres heransschauan.“

„Gut. Dann bleibt es bei dem vereinbarten Preise von zwei Mark.“

„Wilt scho,“ sagte Michael Klampfner, „g'hört scho mei. I laß von mei'n Quab'n abhol'n.“

„Nein, nein, so schnell geht die Sache nicht,“ unterbrach ihn hier Eschenberger, „ich beharre auf schriftlicher Verantbarung des Vertrages.“

„Ah, zu was denn? Dös brauch't's do nit.“

„Notwendig ist es allerdings nicht,“ erklärte der Herr Rat, „Sie haben wohl recht; der Vertrag kann formlos abgeschlossen werden, die traditio würde überdies brevi manu erfolgen, allein ich ziehe die Abfassung einer privaten Urkunde vor.“

„No, wenn's net anders geht, mir is wurscht.“

„Schön. Ich werde den Vertrag gleich hier niederschreiben.“

Eschenberger holte Papier, Tinte und Feder und fing hastig zu schreiben an, wobei er den Text laut vorlas.

„Also . . . zwischen dem königlichen Landgerichte . . . Landgerichtsrat Alois Eschenberger in . . .“

in München und dem . . . was sind Sie, Herr Klampfner?“

„Tändler vo der Mn . . .“

„. . . Tändler, hm! also Kleinkaufmann . . . und dem Kleinkaufmann Michael Klampfner kommt . . . folgender Vertrag zu stande:“

Erstens: Der königliche Landgerichtsrat Eschenberger verkauft an den . . . den Kleinkauf . . . Kleinkaufmann Klampfner die demselben vorgezeigte, in einem Bündel zusammen . . . zusammengefaßte, von demselben ge . . . gebrauchte und hierwegen abgelegte . . . abgelegte Bettwäsche . . . Bettwäsche. — Nicht wahr?“

„I . . . ja!“ sagte Klampfner.

„Also fahren wir fort:“

Zweitens: Der vereinbarte . . . vereinbarte, auch wert . . . wertentsprechende Kaufpreis beträgt die Summe von zwei . . . zwei Mark Reichswährung, über deren Empfang der Verkäufer hienit . . . hienit quittiert. — Sie können gleich bezahlen, Herr Klampfner.“

„I wills nit schnbi bleiben,“ sagte der Tändler und zählte auf den Tisch eine Mark und dann zehn Markstücke hin.

„Schön,“ sagte Eschenberger, „fahren wir fort. Drittens: Die Einreden des Zwanges, des Irrtums . . . des Irrtums und . . . und des Betrugs sind . . . ausgeschlossen. — So, das hätten wir. Wünschen Sie den Vertrag noch einmal vorgelesen?“

„Na, g'wiß net!“

„Gut. Also auf Vorlesen verzichtet und unterschrieben. Setzen Sie Ihre Unterschrift hieher.“

Klampfner unterschrieb und ging dann, nachdem er erklärt hatte, daß sein Sohn das Bündel abholen werde.

Die Zugesherin begleitete ihn zur Türe und lächelte belustigend, als der Tändler sich mit der Faust an der Stirne rieb und dann mit den Daumen gegen das Zimmer deutete, worin Eschenberger weilte.

* * *

Einige Stunden später kam Klampfner junior und holte im Auftrage seines Vaters das Bündel Wäsche ab.

Noch denselben Abend stellte sich aber heraus, daß eine unliebsame Verwechslung stattgefunden hatte. Dem Boten war das Bündel mit der neuen Wäsche übergeben worden.

Michael Klampfner wurde eilig hiervon in Kenntnis gesetzt, allein er verschloß sich heftig allem Zutreden.

„Was?“ sagte er, „i soll de Wasch wieda hergeben? Waar mir scho z'dunnt! Firt was hat er denn an Vertrag g'schrieben? Dös gilt, wie's g'schrieben is. Irrtum is ausg'schlossen. Waar mir scho z'dunnt!“

Dieses geschah dem königlichen Landgerichtsrat Alois Eschenberger, welcher seinerzeit einen Bruchheiser erhalten hatte. —

Meine Zuflucht.

Wenn die Arbeit mir verhasst,
Sorgen mich erdrücken,
und das ew'ge Einerlei
droht, mich zu ersticken,

sattle ich mein schnellstes Ross,
reit' in ferne Weiten,
wo Vernunft und Phantasie
um die Herrschaft streiten.

Die Vernunft, ein greulich Ding,
mit gestrengen Mienen,
mahndend spricht sie: „kehre um,
sollst der Arbeit dienen!

Wenn du mir nicht folgst, so wird
bald das Elend kommen.
Kehre um, ich rate dir
stets zu Nutz und Frommen!“

Anders ist die Phantasie.
Hell im lichten Kleide
steht sie vor mir, öffnet weit
ihre Arme beide.

„Sei willkommen,“ ruft sie froh,
nimmt mein Ross beim Zügel
und geleitet sicher uns
auf den nächsten Hügel.

„Sieh' die Welt, die du gebaut
einst an sonn'gen Tagen,
mit den Schlössern gross und kühn,
und dem Wald zum Jagen.

Critt jetzt deine Herrschaft an
nach verbürgtem Rechte.
Herr soll hier ein jeder sein,
niemand wird zum Knecht!“

Und ich tat's, folgt' ihrem Rat,
gab dem Ross die Sporen.
Aus den Augen hatt' ich bald
die Vernunft verloren.

Ritt ins Reich der Phantasie...
Unter grünen Bäumen
streckt' ich mich im Grase aus
und fing an zu träumen. —

Karl Petersson.

Eine uralte Edelkastanie. In dem kleinen französischen Flecken Arrau in der Puyfaye steht an einem Begrände ein riesenhafter Kastanienbaum, der nach der Ueberlieferung mehr als 900 Jahre alt ist. Edelkastanien, die in den romanischen Ländern zusammenhängende Wälder bilden, sind an und für sich große Bäume, die an Ausdauer und Wachstumskraft unseren Eichen ähnlich sind. Aber der erwähnte Baum ist doch ein Riese seiner Art. Er besitzt an seiner Basis einen Stammumfang von über 13½ Meter. Seine Krone, die schon ziemlich tief unten am Stamm beginnt, ist noch sehr imposant, obwohl der Baum manchen schweren Unglücksfall erlitten hat. Vor einigen dreißig Jahren wurde er durch den Brand einer Scheune, die in seiner Nähe stand, schwer in Mitleidenschaft gezogen. Er wurde so beschädigt, daß man ihm seine stärksten Äste abnehmen mußte. Aber der Baum erhob sich wieder von seinen Wunden. Aus dem gestühten Stamm sprang ein neuer Trieb hervor, der mit großer Energie in die Höhe strebte und sich nun so kräftig entwickelt hat, daß er für sich allein einen irraklichen Baum darstellen würde. Sehr eigenartig sieht die Rinde des alten Baumriesen aus. Ihre Furchen verlaufen nicht in der Länge des Stammes, sondern sie ziehen sich in Schraubelinien um ihn herum. Diese schräg verlaufenden Furchen geben, gleich tief eingedrückt, den Ästen des Alters, dem Baum einen Anblick von höchster Ehrwürdigkeit.

Ein Jubiläum der Juden in Amerika. Ein Vierteljahrtausend ist verfloßen, seitdem die Juden in Amerika eine Freistadt fanden. Im Jahre 1655 gestattete die Westindische Gesellschaft in Holland

einer Anzahl Juden, in Neu-Amsterdam, dem jetzigen Newyork, sich anzusiedeln; aber diesen Ansiedlern wurden nur enge ungenutzte Rechte eingeräumt. Sie durften Grundeigentum erwerben und ihren Gottesdienst innerhalb ihrer Behausungen ungestört ausüben. Nur ein bestimmtes Viertel von Neu-Amsterdam sollten die Juden bewohnen; aber diese Bestimmung wurde wenig beachtet. Dagegen wurde sehr darauf gesehen, daß eine andere Bedingung erfüllt wurde; es war nämlich den Juden verboten, Ladengeschäfte für den Kleinhandel zu eröffnen. Dadurch wurde die Aufmerksamkeit vieler Juden auf den große Gewinne abwerfenden Handel zwischen den Kolonien und dem Auslande gerichtet. Sie wurden eifrige Vermittler im Handelsverkehr der Kolonien untereinander, und ebenso ging der Import und Export vielfach durch die Hände jüdischer Kaufleute. Das brachte bedeutend mehr Geld ein als die Kleinkrämerel, und so schlug eine gegen sie gerichtete Bestimmung zu ihrem Vorteil um; viele wurden reiche und angesehen Kaufleute. Eine Masseneinwanderung von Juden setzte erst in den letzten 25 Jahren ein. 1655 waren es nur einige Hunderte, die in Neu-Amsterdam eine Ansiedlung gründeten, und im Jahre 1800 zählte oder schätzte man kaum 3000 Juden in Amerika. Nach 50 Jahren war diese Zahl auf 50 000 angewachsen, und im Jahre 1880 zählte man 250 000 Juden in den Vereinigten Staaten. Nach 1880 begann eine sehr starke Einwanderung; sie kamen aus aller Herren Länder nach Amerika, wo sie in jeder Beziehung als gleichberechtigte Bürger angesehen wurden. Gegenwärtig zählt man 1 500 000 Juden baselbst, und von dieser Zahl kommt beinahe die Hälfte auf Groß-Newyork allein. Nach dem American „Jewish Year Book“ („Jüdisches Jahrbuch“) 1905 beträgt die Zahl der Juden in der ganzen Welt 11 Millionen; ein Sechstel davon befindet sich in Amerika, 5 Millionen leben in Rußland und 2 Millionen in Oesterreich-Ungarn. In Newyork erscheinen fünf tägliche Zeitungen in Jiddisch, einem eigenartigen Sprachgemisch von Hebräisch und anderen Sprachen; außerdem erscheinen noch Wochen- und Monatschriften für die Juden aus den verschiedenen Ländern, die sich in Newyork ansässig machen. Die große Mehrzahl der Eingewanderten bleibt in Newyork, weil ihnen teils die Mittel zum Weiterreisen fehlen und weil sie sich dort am leichtesten heimisch machen können.

Der Einfluss der Tiere auf die Bodengestalt der Kalahariwüste. In sehr eigenartiger Weise haben die Tiere in der Wüste Kalahari eine den Boden umgestaltende Tätigkeit entfaltet. Diese Wüste, die den größten Teil Südafrikas einnimmt, besteht vorwiegend aus Sandfeldern, obwohl es auch an ausgehenden Sümpfen in solchen Gebieten nicht fehlt, in denen das Grundgestein zu Tage tritt. In dem Boden finden sich nun sehr häufig reichhaltige Einsenkungen, die von rundlicher Gestalt nach allen Seiten hin geschlossen sind, also kein Abflusstal besitzen. Die Entstehung dieser mit Wasser angefüllten Pfannen führt S. Passarge in einer Abhandlung über das Tierleben der mittleren Kalahari („Naturwissenschaftliche Wochenschrift“ Nr. 22) auf die Einwirkung großer Säugetiere zurück. Jetzt allerdings sind in der Kalahari die Elefanten, Büffel und Rhinocerosse fast gänzlich ausgerottet, Giraffen und selbst die großen Antilopen und das Gnu seltener geworden. Aber ehemals war die Wüste außerordentlich reich an Säugetieren, die in den zahlreichen Grassteppen eine auskömmliche Weide fanden. Die Wüste besitzt eine längere Regenperiode und in Flüssen und Sümpfen bietet sie der Tierwelt selbst in der trockenen Jahreszeit einiges Wasser; zu dem die entfernt wohnenden allerdings täglich weite Wanderungen unternehmen müssen. In kleineren Einsenkungen des Bodens sammelt sich das Wasser auch sonst hier und da an. Die regelmäßige Benutzung solcher Tränkstätten hat diese eben zu tief in den Sand eingesenkten Pfannen umgestaltet. Viele Tiere, wie Elefanten, Nashörner, Büffel, Wildschweine, haben die Gewohnheit, sich im Wasser zu fischen. Sie werfen sich in dem Schlamm hin und her und wühlen sich dadurch in diesen hinein. Der Elefant macht sich sogar richtige Badewannen zurecht, damit er die Seiten und den Rücken seines mächtigen Körpers an den Wänden reiben kann. Besonders wenn das Wasser knapp wird, pflegen sich die Tiere tief in den schlammigen Boden einzugraben, um die Feuchtigkeit in der Tiefe zu genießen. Bei dieser Tätigkeit bedeckt sich ihr Körper natürlich ganz und gar mit Schlamm und tragen denselben hinweg, um am nächsten Tage diesen Erdtransport von neuem zu beginnen. Das geschah nun Jahre, Jahrhunderte, ja, viele Jahrtausende lang! Diese Tätigkeit wurde nicht nur von wenigen Tieren, sondern von großen Herden ausgeführt. In der trockenen Jahreszeit zumal mußten alle Tiere weit in der

Umgegend mindestens einmal des Tages sich an solchen Tränkstätten zusammenfinden. Da ist es zu verwundern, daß diese sich vertiefte und flache einer großen Erbpfanne umwandelte. Von den Pfannen sind die sogenannten Pfannenkrater zu unterscheiden, die ebenfalls in der Wüste Kalahari häufig anzutreffen sind. Auch sie sind durch Tätigkeit der großen Tiere entstanden. Die Pfannenkrater befinden sich an Stellen, wo ehemalige Wasserseen Kalkschlamm abgelagert hatten. Als Ablagerung trocken gelegt wurde, wühlten die Feuchtigkeit liebenden Tiere den Kalkschlamm ebenso auf, wie den Boden der Pfannen. So wurde der Kalk hinweggeführt, und da nun die Oberfläche des Kalkschlammes beim Trocknen hart zu werden pflegt, so mußte diese immer von neuem durchbrochen werden. Die Ränder solcher Tränkstätten stürzten aber, weil sie hart waren, nicht nach, blieben im Gegenteil sehr scharf und steil und so hielten die durch Kalkausfuhr entstandenen Einsenkungen ein kraterartiges Aussehen. Bisweilen wurde Sand allerdings auch von den Tieren niedergetreibt, die Beschung ist alsdann mit Kalkgeröll bedeckt, manchen Gegenden der Kalahariwüste liegen die weißen Pfannenkrater, von denen einige mit Wasser angefüllt sind, dicht nebeneinander; sie sind möglichst durch Flächen von Kalkgeröll untereinander verbunden und bilden so eine sehr eigentümliche starre Landschaft. —

Heckensträucher in Spanien. Die ganze Iberische Halbinsel ist bis auf einige wenige, breite Küstentäler und Küstenstriche ein gebirgiges, felsig-trockenes Land, das im Sommer ungeheuer heiß wird. Wo der Boden sich selbst überlassen bleibt und nicht künstlich bewässert werden kann, da bilden sich Büschelwälder, die aus Sträuchern mit glänzenden Lederblättern gebildet werden. Das Kulturland selbst ist streng an das Wasser gebunden, aber das Wasser reicht doch gerade kaum für die angebauten Pflanzen aus; für die Begränder und die Garten- und Nebengrenzen mußte man daher Pflanzen suchen, die neben der Eigenschaft, den Pargellen sicheren Schutz vor Eindringlingen zu gewähren, auch möglichst „sommerhart“ sind. Als solche Baumpflanzen sind man in Spanien sehr häufig die amerikanische Agave die ja auch bei uns häufig genug als Kübelpflanze zur Ausschmückung von Veranden und Mauern verwendet wird. Freilich erreichen bei uns die Pflanzen bei weitem nicht die imposanten Dimensionen, wie an den Rändern der spanischen Gärten, Felder und Wege. In unseren Gegenden muß die Pflanze im Winter im frohen Raume eine ihr wenig zugängende Trauerperiode durchmachen. In Spanien aber, unter dem fast ewig heiteren Himmel des Mittelmeergebietes geübt die imposante Pflanze zu großer Vollkommenheit; sie nimmt ein wahrhaft tropisches Aussehen an. Ihre Blaugrauen, mannshohen, breiten Spießblätter, die an den Seiten mit gekrümmten, schwarzen Dornen versehen sind, biegen sich materisch über so daß ihre starren Spitzen von einer Pflanze zu anderen übergreifen. So bilden die Agaven in ihrer höchst imposanten Einfassungspflanzen, die sofort die Augen fallen und von aller gewohnten Vegetation so gänzlich verschieden sind. Die Agaven vermehren sich durch Wurzelsprosslinge, die rings um den Mutterstod hervorsprossen und die im Gerann der die ganze Hecke zu einer undurchdringlichen Wand machen. Zwischen den Agaven drängt sich das Brombeergestrüpp ein, dessen Blätter zwar nicht erden milden Winter erwarten, sondern schon schon im Herbst etwas unscheinbar geworden sind und erst im Frühjahr wieder ergötzen. Auch eine grün-grüne Delweidenart sieht man dort häufig als Heckenpflanze verwendet. Zu der Agave gesellt sich nicht selten, allerdings meist vereinzelt, ein nicht minder apartes Wüstenkind, nämlich die Spanische Heide aus breiten, ovalen, blattartigen Gliedern bestehende Kaktus. Etwas Phantastischeres als diese Pflanzen kann man sich kaum denken. Sie bilden ein undurchdringliches, höchst eigenartiges Gewirre von sich überallhin verzweigenden, fleisigen Stengelgliedern, von denen manche eine Länge von wohl einem halben Meter erreichen. Die tiefsten Verrenkungen erlaubt sich diese Pflanze; sie hat kaum das Aussehen einer solchen; eher könnte man sie einem massigen, großen Spielzeug vergleichen, das eine abenteuerliche Phantasie erlitten hat. Die Spuntien werden oft sehr hoch, weit höher als ein Mensch, bisweilen wachsen sie gar baumartig, wenigstens bilden sie an der Basis einen dicken Holzstamm. Das macht sie womöglich noch ungelieblicher. —

Nachdruck des Inhalts verboten!